

BIYON KATTILATHU



*Der Rikscha-Fahrer,
der das Glück verschenkt*

G|U

„Ja, die ist noch frei. Setzen Sie sich rein und fahren Sie einfach los. An der Tankstelle bitte drauf achten, Super zu tanken“, rufe ich ihm zu.

„Ich meinte, ob ... also ob jemand von Ihnen ...“, stammelt der Mann leicht nervös.

Als Janam, der sein Handy in der Hosentasche verschwinden lässt, die anderen Fahrer und ich anfangen zu lachen, bin ich froh zu sehen, dass der Mann nach kurzem Zögern mitlacht. Nicht laut und herzlich, es ist eher ein zurückhaltendes Lachen.

Ich mache ein paar Schritte auf ihn zu, gebe ihm die Hand und sage: „Ich heiße Rahul. Ich freue mich auf unsere gemeinsame Reise.“ Dabei zeige ich auf die hinteren Plätze meiner Nanni und lade ihn ein, Platz zu nehmen.

Bisher hatte fast jeder meiner Fahrgäste eine spannende Geschichte zu erzählen.

Der junge Mann setzt sich ein wenig unbeholfen auf die Rückbank und sagt dabei: „Ich freue mich auch. Ich heiße Stephan, aber die meisten nennen mich Steve.“

Ich starte den Motor mit den Worten: „Okay Steve, wo führt uns unsere Reise denn hin?“ Seinem Erscheinungsbild nach würde ich auf eine Touristenattraktion tippen, aber er hat weder eine Kamera noch eine Tasche dabei, was mich etwas wundert.

„Zum Taj Mahal, bitte.“

Ich drehe den Zündschlüssel wieder zurück, sodass der Motor zum Stillstand kommt. Langsam wende ich mich zu Steve um und blicke ihm ein paar Sekunden in die Augen.

Mit ruhiger Stimme sage ich: „Lieber Steve, willkommen in Neu-Delhi, der Hauptstadt Indiens. Das von dir gewünschte Ziel Taj Mahal befindet sich in Agra. Wenn wir jetzt losfahren, sind wir ungefähr acht bis neun Stunden unterwegs. Mit dem Zug brauchst du circa drei Stunden und zahlst viel weniger. Okay, der Zugfahrer ist wahrscheinlich kein so guter Gesprächspartner wie ich, aber das liegt vor allem daran, dass du gar nicht mit ihm sprechen könntest ...“ Ich höre auf, weil ich merke, dass mein Kopfsalat langsam, aber sicher wieder einsetzt. Mit einem Lächeln versuche ich, meine letzten wirren Sätze zu überspielen.

Das Schmunzeln von Steve verrät mir allerdings, dass ihm meine gedankliche Irrfahrt nicht entgangen ist.

„Rahul, ich danke dir für deine Worte und irgendwie bist du mir sympathisch. Ich habe mich natürlich vorher schlau gemacht. Wenn dir die Fahrt zu lang ist, habe ich dafür vollstes Verständnis“, antwortet Steve seelenruhig.

Er macht keinerlei Anstalten, aus der Nanni auszusteigen, so als wüsste er ganz genau, dass ich ihn fahren werde. Und damit liegt er verdammt richtig. Zum einen kann ich das Geld sehr gut gebrauchen, zum anderen bin ich auf Steves Geschichte gespannt.

Bisher hatte fast jeder meiner Fahrgäste eine spannende Geschichte zu erzählen. Okay, bis auf die Leute, die nicht mit mir reden wollten, aber auch deren Augen und Körper haben mir eine - meistens eher traurige - Geschichte erzählt.

Oft unterschätzen wir unsere eigene Geschichte und fragen uns, was denn schon an uns und unserem Leben besonders sein soll. Dabei verändert die Geschichte eines jeden Einzelnen die Geschichte der Welt.

„Also gut“, lächle ich Steve zu und starte erneut den Motor. Ich war bisher nur einmal beim Taj Mahal und das ist schon Ewigkeiten her. Mein Herz macht angesichts dieses unverhofften Fahrziels einen kleinen Hüpf.

Den anderen Fahrern rufe ich mit einem Augenzwinkern zu: „Ich fahre dann mal zum Taj Mahal!“

„Viel Spaß und komm gesund zurück“, gibt Janam zurück.

Das liebe ich so an meinen Kollegen, diese unbezahlbare Eigenschaft, anderen etwas zu gönnen - von ganzem Herzen. Natürlich ist nicht jeder Fahrer frei von Neid, aber ich habe schon früh von meinen Freunden gelernt, dass das Glück eines anderen Menschen auch mich glücklicher macht. Und dass das Unglück eines anderen Menschen auch mein Unglück bedeutet. Ich fädele mich ein und fahre auf der South Avenue Richtung Landstraße.

„Was ist deine Lieblingsfarbe, Steve?“, frage ich, um ihn aus seinen Gedanken zu holen, die förmlich über seinem Kopf schweben.

Sein Blick ist irgendwo da draußen. Es ist dieser Blick, den Menschen haben, wenn sie suchend in die Ferne schauen, aber ihre Gedanken es ihnen unmöglich machen, irgendetwas davon wahrzunehmen.

„Ich habe keine Lieblingsfarbe ... aber rot. Ich mag rot“, antwortet er, ohne in meine Richtung zu schauen.

Kaum hat er gesprochen, verwandelt sich die Beleuchtung in der Nanni in ein sanftes Rot. Nicht in dieses knallige, penetrante Rot, sondern in einen Rotton, der auf Steves Haut eine leichte Rosénote hinterlässt.

Steve ist einer dieser Fahrgäste, die erst mal ihre Ruhe brauchen. Solche Menschen sagen nichts und geben dir gleichzeitig zu verstehen, dass sie auch selbst nicht angesprochen werden möchten. Ich befinde mich also in seiner „Don't talk to me“-Aura - unter meinem Hintern die holprige Landstraße, vor meiner Nase die Kilometeranzeige, die mich wissen lässt, dass wir noch seeeehr lange unterwegs sein werden.

Um mich nicht ganz so allein zu fühlen, stelle ich Musik an. Erst spielt sie ganz leise. Ich beobachte Steves Regungen ganz genau im Rückspiegel und drehe die Musik Stück für Stück ein wenig lauter. Und so fahren wir eine Weile zu dritt in

Richtung Agra, der Stadt, die für den Taj Mahal bekannt ist - Steve, ich und eine Sängerin oder ein Sänger aus dem Radio.

Nicht selten bin ich versucht mitzusingen. Schließlich bin ich der beste Sänger im Osten Delhis bis zur Gandhi Street, Ecke Nehru Street. Ich lasse es aber sein und summe nur bei dem einen oder anderen Lied ein wenig mit. Es läuft ein bunter Mix aus klassischen indischen Liedern, modernen Bollywood-Klängen und Popmusik aus Europa und den USA.

Die ersten Takte eines neuen Liedes beginnen. Eine zarte Stimme setzt ein, sie gehört einem indischen Volkshelden. Es gibt keinen anderen nichtindischen Sänger, der dermaßen verehrt wird wie er: Michael Jackson. Jedes Kind aus dem noch so kleinsten Dorf kennt seine Lieder.

Ich weiß noch, wie ich als Kind von meinem Vater das Album *Thriller* auf Kassette geschenkt bekam - mitsamt einem Rekorder! Einer seiner Kunden hatte beides in einem Karton mit allerlei Krempel am Straßenrand gefunden, den offenbar jemand loswerden wollte. Ich hütete beides wie meinen Augapfel und wusste auf die Sekunde genau, wann jedes einzelne Lied begann. Bis heute bewahre ich die Kassette in einer Kiste unter meinem Bett auf.

„Kannst du ein anderes Lied suchen?!“, platzt Steve in meine Erinnerungen hinein.

„Aber ich liebe diesen Song *You are not alone*“, sage ich und beginne leise, den Refrain mitzusingen: „You are not alone.“

I am here with youuuu. Don't be far ...“

„Bitte!!“, wiederholt er eindringlich seinen Wunsch und ergänzt, während ich das Lied wechsele, „das war unser Song ...“.

In dem Moment macht es bei mir Klick.

„Wo ist sie jetzt?“, frage ich vorsichtig, da ich nicht weiß, ob die Person, die seinen augenscheinlichen Herzschmerz verursacht hat, noch lebt.

Irgendwann im Leben gibt es einen Punkt, wo wir anfangen, eine Maske aufzusetzen.

„Alisa ist irgendwo in Berlin ... mehr weiß ich nicht. Sie ist in Berlin ... und sollte eigentlich jetzt hier sein“, sagt er und schaut dabei auf den freien Platz neben sich auf der Rückbank.

In seinen Augen spiegelt sich die rote Farbe der Beleuchtung und ich kann sehen, dass sie mit Tränen gefüllt sind.

Ich schweige eine Weile. Zum einen weiß ich nicht genau, was ich sagen soll, zum anderen habe ich gelernt, dass man Menschen aus schmerzlichen Augenblicken nicht immer unbedingt herausholen muss, sondern dass sie genau in solchen Momenten innere Stärke entwickeln.

„Wann habt ihr ... also seid ihr ... ich meine, ist die Trennung ...“, ein wenig unbeholfen versuche ich, mehr zu erfahren.

„Schon gut, Rahul. Alisa und ich haben uns vor ein paar Monaten getrennt, aber es kommt mir immer noch wie gestern vor. Na ja, eigentlich hat sie sich von mir getrennt. Von jetzt auf gleich. Dabei hatten wir uns so auf unsere gemeinsame Indienreise gefreut. Wir hatten schon alles geplant: die Ankunft in Delhi, die Rikscha-Fahrt zum Taj Mahal ...“, sagt er derart traurig, dass ich ihn am liebsten umarmen würde. Jetzt verstehe ich auch, warum er so auf der Rikscha-Fahrt nach Agra bestanden hat und sich für keine andere Alternative begeistern konnte.

„Ich wollte ihr dort einen Heiratsantrag machen“, fährt Steve fort, zieht eine kleine schwarze Schachtel aus seiner Jeans hervor und zeigt mir einen wunderschönen glänzenden Goldring.

„Wie lange wart ihr ein Paar?“, frage ich.

„Wir waren fast sechs Jahre fest zusammen. Wir kannten uns aber schon seit unserem Studium an der Technischen Universität in Berlin“, antwortet er und ergänzt: „Ich wollte diese Reise aber trotzdem unbedingt machen. Ich kann dir nicht genau sagen, warum, denn jeder Meter tut verdammt weh, aber ich musste diese Reise einfach machen, Rahul.“

„Mir tut auch jeder Meter weh, aber das liegt an den holprigen Landstraßen und der schlechten Federung meiner Rikscha“, werfe ich etwas gewagt ein. Steve lächelt sanft und ich bin erleichtert, dass er trotz seiner Trauer den Sinn für Humor nicht verloren hat.

„Aber ich werde stark sein“, sagt er und atmet dabei lange aus.

„Was macht denn einen starken Mann aus?“, will ich wissen.

„Ich will nicht länger rumjammern. Ich will weitergehen, stark sein ... nicht mehr weinen“, antwortet Steve prompt, als hätte er dieses Credo auswendig gelernt.

„Ich finde es sehr, sehr stark, wenn Männer weinen“, sage ich, und die Art, wie er daraufhin sein Gesicht verzieht, macht mir klar, dass ich meinen Gedanken noch weiter ausführen muss. „Auch in Indien denken die Männer, dass Weinen eine Form von Schwäche sei. Sie lassen Gefühle nicht zu und gehen oft innerlich kaputt.“

Bei diesen Worten muss ich an meinen Vater denken, der das Beste für uns wollte, aber mir bei jeder Träne, die mir als Kind kam, den Satz „Sei kein Mädchen!“ an den Kopf warf. Nicht nur mein Frauenbild war durch solche Sätze lange Zeit verzerrt, sondern es fiel mir auch schwer, ein vernünftiges Bild von mir selbst zu entwickeln.

Seither wird mir immer mehr klar, wie wichtig es ist, zu den eigenen Gefühlen zu stehen. Wie oft lächeln wir, obwohl uns eigentlich zum Heulen zumute ist? Wie oft sagen wir „Ja“, obwohl wir eigentlich „Nein“ sagen möchten? Wie oft sagen wir „Es geht mir gut“, obwohl es uns ganz und gar nicht gut geht?

Aber irgendwie ist es in Mode gekommen, ständig zu versuchen, anderen Menschen gerecht zu werden und so der wichtigsten Person nicht gerecht zu werden - uns selbst. Dabei sagte meine Mutter immer zu mir, dass es eine große Stärke sei, zu seinen Gefühlen zu stehen. Warum nur denken wir ständig, dass dies eine Schwäche sei?

Wir durchqueren gerade eine kleinere Stadt und neben uns fährt ein alter Jeep. Da sich Steve mal wieder in seine Unnahbarkeitsaura gehüllt hat, nehme ich mir die Zeit, um hinüberzuschauen. Am Steuer sitzt ein gepflegter junger Mann und hinten auf einem Kindersitz ein kleiner Junge, der lauthals weint. Der steht wirklich zu seinen Gefühlen, denke ich mir. Wie die meisten Kinder. Aber irgendwann scheint es im Leben einen Moment zu geben, wo wir plötzlich anfangen, mit einer Maske durch die Welt zu laufen.

Der Vater dreht sich zu seinem Sohn um und fängt an, wilde Grimassen zu schneiden, um sein Kind aufzuheitern. Was aber offensichtlich nicht gelingt, wenn ich mir das durch das Kreischen verzerrte Gesicht des Kindes anschau. Doch so wie ein Clown fortwährend Grimassen zieht, macht auch der Vater weiter und gibt nicht auf.

Dabei ist ein Clown das perfekte Beispiel dafür, wie es ist, mit einer Maske durchs Leben zu laufen. Sein Lachen ist aufgemalt und selbst wenn der Clown traurig ist, kann das niemand sehen. Das muss wirklich hart sein ... schrecklich, überlege ich, ... dann ist man ja noch mehr allein.

Ich hebe den Kopf und sehe, dass Steve wieder aufmerksamer aus dem Fenster schaut.

Dieses Wenn-dann-Denken wird uns immer unglücklich machen.

„Weißt du, was das Wort ‚Depression‘ eigentlich bedeutet?“, frage ich, um ihn an meinen Gedanken teilhaben zu lassen.

„Depression ...“, überlegt er laut, „... heißt so viel wie ... nein, um ehrlich zu sein, kenne ich die genaue Bedeutung nicht.“

„‚Pression‘ ist der Druck. Es gibt doch das englische Wort *pressure*. Und ‚de‘ bedeutet so viel wie ‚nach innen kehren‘. Depression entsteht also, wenn wir Druck nach innen kehren“, sage ich ein wenig stolz, dabei habe ich dies selbst erst vor wenigen Wochen von einem Lateinlehrer gelernt, den ich fahren durfte.

Das liebe ich so an der Sprache. Man benutzt tagtäglich alle möglichen Ausdrücke und manchmal, wenn man etwas genauer hinschaut, tun sich plötzlich Wahrheiten auf! Ich könnte stundenlang über irgendwelche Formulierungen nachdenken, deshalb langweile ich mich auch nie in meiner Rikscha, selbst wenn mal wenig los ist.